

Einleitung: Macht als Interaktion

Der Begriff der Macht ist, nach einer bekannten Formulierung Max Webers, »soziologisch amorph« (Weber 1972, S. 28). Anders als die enger definierten Verhältnisse der Herrschaft, der Autorität oder der Gewalt umfasst er ein großes Spektrum asymmetrischer gesellschaftlicher Phänomene und Konstellationen. Weder der Begriff noch die Sache lassen sich auf einen einfachen Nenner bringen. Andererseits wird solche Einfachheit heutzutage durch die allgegenwärtige moralische Aufladung des Begriffs geradezu ersehnt und gefordert: Wann immer die Rede auf Macht und Machtverhältnisse kommt, müssen wir aufpassen, was wir sagen.

Wir bewegen uns also auf schwierigem Terrain. Wo die Entrüstung lauert, ist jedes Argumentieren verdächtig. Sie lebt ja geradezu davon, keine Unterschiede zu machen und alles analytische Bemühen einzuebennen. Sachlichkeit ist Verharmlosung und entschuldet die Täter. Tatsächlich ist natürlich das Gegenteil der Fall: Erst die materiale Untersuchung und Ausdifferenzierung der Tatbestände, Perspektiven, Handlungsdynamiken und Interessen erlaubt es, die moralischen Fragen nach Schuld, Legitimität, Gründen und Verallgemeinerbarkeit überhaupt aufzuwerfen und auf dieser Grundlage nach angemessenen Antworten zu suchen. Wirkliche Moralität interessiert sich vor allem für Dilemmata und Tragik, anstatt im Schisma von Gut und Böse von vornherein auf der richtigen Seite zu stehen.

Gerade wenn es darum geht, zwischen positiven und zerstörerischen Aspekten, zwischen legitimer und missbräuchlicher Verwendung der Macht zu unterscheiden und darüber hinaus nach Möglichkeiten ihrer Bändigung, ihrer Begrenzung und Eindämmung, zu fragen, ist jede Übermoralisierung schädlich. Macht hat sehr verschiedene Formen und Ausprägungen, mit denen sich höchst unterschiedliche Motive, Auswirkungen und Leidensqualitäten verbinden. Der erste Grundsatz der hier vorgelegten Machtanalysen lautet daher, dass die Untersuchung und Kritik der Macht, theoretisch wie praktisch, ihre Entdämonisierung zur Voraussetzung hat.

Doch auch jenseits der strategischen Ignoranz öffentlicher Diskurse ist die Bedeutung des Machtbegriffs breit gefächert und keineswegs hinreichend konturiert. Obwohl Macht und Herrschaft als Gegenstände philosophischen und sozialwissenschaftlichen Denkens seit der Antike eine prominente Rolle spielen, sind wir von einer einheitlichen oder auch nur teilweise konvergierenden analytischen Begrifflichkeit weit entfernt. Dies zeigt bereits die Vielfalt der sehr unterschiedlich akzentuierten Machtdefinitionen, die jenseits der großen paradigmatischen Kontroversen und

Theorieentwürfe bei der empirischen Untersuchung von Machtverteilungen in heutigen Gesellschaften zugrunde gelegt wurden.¹

Hinzu kommen natürlich die unabdingbaren Unterschiede, die sich bereits aus der Frage ergeben, in welche übergreifende Problemstellung und Untersuchungsperspektive die Machtanalyse eingebettet ist. Je nachdem ob die speziellen Forschungsfragen vorrangig auf der Makro-, der Meso- oder der Mikroebene angesiedelt sind, bedarf es anderer Methoden und Werkzeuge.² Lange Zeit war die Machtforschung vor allem eine Domäne der Makrosoziologie: Sie fungierte gleichsam als Unterabteilung und Teilaspekt einer umfassenden Soziologie der Entstehung und Dynamik sozialer Ungleichheit und begriff Macht unter dem Gesichtspunkt der asymmetrischen Verteilung von Ressourcen und Einflusschancen zuallererst als zentralen Mechanismus gesellschaftlicher Klassen- und Elitebildung.³

Ergänzt wurde diese sozialstrukturelle Ausrichtung häufig durch meso- und mikrosoziologische Untersuchungen beispielsweise zu Veränderungen von Herrschaftsstrukturen in Industriebetrieben oder Verwaltungen, Machtanalysen der Schule u.a.m. Der Ausgangspunkt war hier, dass Institutionen und Organisationen typischerweise durch hierarchische Kontroll- und Entscheidungsstrukturen gekennzeichnet sind, die sich jedoch, etwa im Zusammenhang mit Umweltturbulenzen oder der Implementation neuer Techniken, als durchaus variabel und veränderbar erwiesen. Auch das positionale Machtgefälle und der Zugang zu anderen Machtquellen in Organisationen sind nichts Starres und ein für allemal Fixiertes, sie sind in Wirklichkeit ständig in Bewegung und oftmals selbst Gegenstand offener oder latenter Machtkämpfe.

Wer am Ende gewinnt, entscheidet sich stets in Situationen. Da alle Strukturen letztlich auf Handlungen und Interaktionen basieren und durch sie reproduziert werden, muss auch die Machtanalyse auf die Ebene unmittelbarer sozialer Beziehungen und Situationen heruntergebrochen werden, in denen konkrete Akteure ihre Interessen und ihren Willen gegen den Widerstand anderer durchsetzen. Ohne eine solche

1 Vgl. als Überblick Hradil 1980.

2 Dies bedeutet keineswegs, dass die Untersuchung von Machtphänomenen jeweils nur auf einer dieser Ebenen erfolgen kann oder sollte. Stattdessen scheinen mir vor allem solche Studien und Ansätze fruchtbar und sinnvoll, die versuchen, jeweils zwei dieser drei Ebenen (Mikro/Meso, Meso/Makro oder Mikro/Makro) in Beziehung zu setzen und miteinander zu verbinden, wogegen der Anspruch, die Analyse auf allen drei Ebenen zu verorten und ausweisen zu wollen, meines Erachtens kaum gelingen kann und wenig aussichtsreich ist. – Ein interessanter Vorschlag zur Begrenzung und Kombination von Theorieansprüchen ist die »Forschungsuhr« von Weick 1985, S. 54ff.

3 Man denke hier etwa an die klassischen Arbeiten von Robert Michels, Vilfredo Pareto bis hin zu C. Wright Mills' *The Power Elite* (Mills 1962).

Behauptung in Situationen, in denen der Wille des einen sich in das Tun des anderen transformiert, ist der Machtbegriff sinnlos. Auch die Untersuchung von Machtstrukturen setzt somit ein Grundverständnis von Macht als Beziehung und Interaktion voraus – eine Perspektive, die jedoch im Diskussionshorizont soziologischer Handlungs- und Interaktionstheorien zumindest in Deutschland bis in die achtziger Jahre nur sporadisch aufgegriffen und in entsprechende Forschungsvorhaben umgesetzt wurde.⁴

Das hat sich seitdem gründlich geändert. Mit dem Aufschwung phänomenologisch-hermeneutischer Ansätze in der Soziologie und dem damit verbundenen Boom qualitativer Sozialforschung erfuhr auch die Untersuchung von Machtverhältnissen eine Vielzahl neuer Impulse, die das überkommene, einseitig auf Ressourcen ausgerichtete Strukturverständnis von Macht in Frage stellten und durch mikrosoziologische Prozessanalysen abzulösen versuchten. Wie die Macht vor Ort gemacht und ausgeübt wird, wie sie, etwa in betrieblichen Arbeitszusammenhängen, universitären Gremiensitzungen oder sozialen Beratungssituationen, von den Akteuren unmittelbar gehandhabt und moduliert wird, wie Machtverhältnisse in diachroner Perspektive auf- und ausgebaut, reproduziert und mitunter gestürzt werden – zu all diesen Fragen und Problemstellungen gibt es mittlerweile eine Fülle von Theoriebeiträgen, Fallstudien und feldspezifischen Untersuchungen, so dass von einem mikrosoziologischen Defizit der Machtforschung sicherlich keine Rede mehr sein kann. Allerdings lässt sich auch hier ein gewisser Mainstream ausmachen: Die überwiegende Mehrzahl der Projekte z. B. zur Konversationsanalyse von Beratungssituationen ist im Zwischenfeld von Institutions- und Situationsanalyse angesiedelt und konzentriert sich dabei auf die Fragestellung, wie sich die formale Machtverteilung und die Ressourcenasymmetrien der Organisation bis in die Feinstrukturen der Interaktion verlängern und durchhalten, wie also die durch den institutionellen Kontext vorgegebenen Machtstrukturen interaktiv variiert und damit zugleich situativ reproduziert werden.

Die in diesem Band versammelten Aufsätze gehen demgegenüber einen anderen Weg. Sie untersuchen nicht das komplexe Machthandeln von

4 So herrschte bis in die achtziger Jahre die Auffassung vor, der Ansatz und Begriffsapparat des Symbolischen Interaktionismus konzentrierten sich lediglich auf die Untersuchung relativ offener Alltagssituationen und nähmen so die Phänomene von Macht und Herrschaft und die daraus resultierenden Strukturen sozialer Ungleichheit kaum oder nur ungenügend in den Blick. Wie wenig gerechtfertigt und unangemessen eine solche Sichtweise bereits damals war, belegen etwa die Arbeiten Erving Goffmans zur Funktionsweise totaler Institutionen (Goffman 1972, zuerst 1957) oder Harold Garfinkels Analyse von Degradierungsprozessen (Garfinkel 1956).

Individuen in mehr oder minder vorstrukturierten Situationen, sondern nehmen stattdessen – und zwar zunächst unabhängig von spezifischen Kontexten – einzelne Machtpraxen und -methoden in den Blick, mit denen ein individueller oder kollektiver Akteur gegenüber einem oder mehreren anderen seinen Willen durchsetzt und ihm seine Erwartungen aufzuprägen vermag.⁵ Diese Methoden können ja höchst verschieden sein: Man kann dem anderen mit empfindlichen Sanktionen drohen, wenn er nicht tut, was man von ihm verlangt; man kann ihn mit materiellen oder symbolischen Anreizen ködern und ihn auf diese Weise bei seiner Gier und Eitelkeit packen; oder man kann ihn so lange mit Begründungen und Erklärungen traktieren, bis er schließlich einknickt und seinen Widerstand aufgibt. Doch wie immer der Mächtige vorgeht, stets sind es bestimmte, durchaus abgrenzbare Praxen und Handlungsweisen, die er dabei anwendet, um dem anderen seinen Willen aufzuzwingen und die eigenen Interessen durchzusetzen.

Es geht also allgemein um die Frage, mit welchen Typen des Tuns Menschen dafür sorgen, dass andere ihren egoistischen Zielen und Verhaltensvorgaben folgen und am Ende etwas tun, was sie sonst nicht getan hätten.

Handlungen sind keine kompakten Einheiten. Sie haben selbst eine differenzierte Struktur, und sie definieren Beziehungen: zwischen dem Drohenden und dem Bedrohten, dem Provokateur und demjenigen, den er provozieren will, dem Hilfsbedürftigen und dem Helfer. Gewiss stehen auch sie im Dienst von Beziehungen und werden von ihnen nahegelegt. Für denjenigen, der andere dazu bringen will, über einen gewissen Zeitraum für ihn zu arbeiten, ist es zweckmäßig, ihnen als Anreiz Lohnzusagen zu machen, die er dann allerdings auch einhalten muss. Ebenso droht der Staat, repräsentiert durch Polizei und Justiz, seinen Bürgern harsche Sanktionen an, um Rechtsbrüche zu verhindern und die Aufrechterhaltung der Ordnung sicherzustellen. Der Lehrer ist nicht frei, ob er die Leistungen seiner Schüler bewertet oder nicht. Wo immer Menschen ihre Beziehungen verstetigen und in positional fixierten Rollen agieren, werden ihnen unabhängig von ihren aktuellen Bedürfnissen und Motiven Handlungen abverlangt, die sie wohl oder übel ausführen müssen.

Doch auch die Handlungen selber schränken die Freiheit ein. Wer droht, lobt oder einem anderen hilft, ist nicht nur den Unwägbarkeiten der Reaktion ausgesetzt, er erlegt auch sich selbst bestimmte Zugzwänge auf, die er fortan nicht ignorieren kann. Handlungen weisen

5 In diesem Sinne charakterisiert Claessens (1968, S. 59f.) die Machtrolle als Chancenstruktur einer Position, in der einer dem anderen seine Erwartungen aufzwingen kann, ohne auf dessen Erwartungen ihm gegenüber Rücksicht nehmen zu müssen.

ein charakteristisches, als typische Funktionsmechanik und Regelstruktur identifizierbares Grundmuster auf, sie enthalten gewissermaßen ein »implizites Handlungsprogramm«, auf das die Interaktionspartner festgelegt sind und in dem der Fortgang der Geschichte zumindest in groben Bahnen vorgezeichnet ist. Gewiss ist ihr Handeln nicht in dem Sinne determiniert, dass die Akteure die vorgegebenen Sequenzen und Funktionselemente lediglich exekutieren – tatsächlich haben sie vielfältige Möglichkeiten der Variation und des Modulierens, ja sogar des nachträglichen »Ungeschehen-Machens« ihres Tuns – ; und trotzdem ist es nicht selten, dass Handelnde auf diesem Wege gleichsam zu Gefangenen ihrer eigenen Handlungen werden, dass sie also einen kaum mehr zu stoppenden Interaktionsverlauf anstoßen, der ihren ursprünglichen Zielen und Absichten mitunter diametral widerspricht.

Michel Foucault hat diesen Grundgedanken in einer schönen Formulierung einmal so ausgedrückt: Die Menschen wüssten in der Regel ganz gut, was sie tun, und auch, warum sie es täten; was sie nicht wüssten sei, was ihr Tun tut. Dies ist, mit gewissen Modifikationen und Abwandlungen, die zentrale Fragestellung der hier vorgelegten Studien: Sie wollen erforschen, was das Tun »Drohen«, »Provozieren«, »Loben« oder »Raten« tut.

In der formalen Darstellung sind die Aufsätze zumeist nach einem einfachen, mitunter etwas variiertem »Strickmuster« aufgebaut. Im ersten Schritt wird, oft auch mit einem komprimierten Definitionsvorschlag, versucht, die konstitutiven Eigenschaften und Basiselemente des zu untersuchenden Phänomens herauszufiltern und so bestimmte indexikalische Merkmale zu formulieren, die für den jeweiligen Handlungstyp charakteristisch sind. Dabei orientiere ich mich in einem sehr allgemeinen Sinne am Vorbild und der Vorgehensweise der Sprechakt-Theorie, wie sie in der linguistischen Pragmatik etwa in den Arbeiten von Austin und Searle vorgeführt worden ist.⁶ Ebenso wie die Sprechakt-Theorie danach fragt, welche spezifischen Merkmale und Bedingungen gegeben sein müssen, damit eine konkrete Sprechäußerung von einem kompetenten Sprecher/Hörer als Frage, als Versprechen oder Befehl identifiziert und verstanden wird, so scheint es mir auch für die soziologische Machttheorie ein sinnvolles und probates Verfahren, sich der Analyse von Machtpraktiken wie Drohungen, Provokationen usw. in ähnlicher Weise zu nähern.

Eine zentrale Methode zur Identifizierung indexikalischer Merkmale ist der Vergleich, vorzugsweise mit Ähnlichem und Benachbartem. Um herauszufinden, was eine Drohung ist und wie sie funktioniert, ist es zweckmäßig, die Unterschiede herauszuarbeiten, die beispielsweise

6 Die Standardwerke sind Austin (1975, zuerst 1955) und Searle (1974); vgl. auch Wunderlich 1976.

zwischen einer Drohung, einer Warnung oder einer unangekündigten Sanktion bestehen, ferner die besonderen Aspekte zu eruieren, die einen Raub, eine Erpressung oder einen Fluch ausmachen. Gute Dienste leistet bei einem solchen Verfahren ein Synonym-Wörterbuch (wodurch es mittlerweile zu einem meiner wichtigsten Arbeitsmittel geworden ist). Weil es, wie uns die Sprachwissenschaft lehrt, ja keine absoluten Synonyme, also keine vollständige Bedeutungskongruenz verschiedener Wörter gibt, ist der systematische Vergleich der jeweils benachbarten Begriffe und Bezeichnungen gleichzeitig ein vorzügliches Mittel, auch die sozialen Nuancen und Verschiebungen freizulegen, die zwischen den Phänomenen auftreten. Alles kognitive Differenzieren ist ein Abgleichen und Vergleichen, und je geringer die Unterschiede zwischen dem Verglichenen, desto größer ist in der Regel der analytische Ertrag.⁷

Allerdings sagt das Grundmuster eines Handlungstyps noch wenig über seinen performativen Gebrauch. So können die Merkmale sehr unterschiedlich akzentuiert und gewichtet sein und in verschiedenen Handlungsfeldern jeweils anderen Vorgaben unterliegen. Im zweiten Schritt wird daher versucht, die postulierte Funktionsmechanik im Hinblick auf typische Variationen und Ausprägungen zu untersuchen, die der Bandbreite und empirischen Vielfalt der Verwendungsweisen gerecht wird. Man kann eben auf höchst unterschiedliche Weise drohen, loben, raten usw., und ebenso wird in Arbeitsverhältnissen anders gedroht als in Liebesbeziehungen oder innerhalb von Gruppierungen Gleichaltriger. Gewiss muss die Analyse mit der Berücksichtigung weiterer Variablen auch hier formal-typisierend und damit stark selektiv vorgehen, kann also die ganze Fülle der Ausdrucksformen und -möglichkeiten stets nur sehr begrenzt eingeholt werden.

Auf das Handeln des einen reagiert der andere. Auch der Bedrohte, Gelobte oder Empfänger eines Ratschlags verfügt über diverse Mittel und Möglichkeiten, den Fortgang des Geschehens zu beeinflussen. Im Weiteren werden deshalb die systematischen Reaktionsalternativen – man kann auch sagen: die strategischen Chancen der Gegenwehr – behandelt, die dem Adressaten offenstehen. Denn abgesehen von Extremsituationen totaler Macht ist auch der »Mindermächtige« (Theodor Geiger) im Normalfall keineswegs so machtlos, wie man gemeinhin (und oftmals auch er selber) glaubt. Ja, zuweilen kann er die Machtaktion bereits kontern, bevor sie überhaupt erfolgt. Insofern sind die einzelnen Züge und Sequenzen immer nur künstlich isolierbar. Eine Interaktionsanalyse der

7 Das muss jedoch nicht immer so sein. So vertrat Lichtenberg die Auffassung, es könne unter Umständen sehr erkenntnisträchtig sein, auch weit entfernt liegende und scheinbar völlig verschiedene Dinge und Sachverhalte miteinander zu vergleichen, also zu versuchen, »Relationen und Ähnlichkeiten zwischen Dingen zu finden, die sonst niemand sieht« (Lichtenberg 1992, S. 228).

Macht, wie sie hier vorgestellt ist, muss neben der Rekonstruktion der unmittelbaren Beziehungsdynamik auch das Vor- und Nachfeld der Situation einbeziehen, in der die Praxen zur Anwendung kommen.

Gleichwohl hat ein solches Vorgehen auch Nachteile. Vor allem vermag es den tatsächlich stattfindenden Interaktionsprozess, also den variablen, diskontinuierlichen und häufig kontingenten Verlauf der Machtkämpfe selbst, nur formal und damit verkürzt einzuholen. Es untersucht nicht das soziale Handeln in seiner unübersehbaren Vielfalt und Komplexität, sondern lediglich die systematische Funktionsmechanik einzelner Handlungstypen, die in diesen Prozessen eine – allerdings zentrale – Rolle spielen. Auch die Spezifität der Kontexte tritt dabei gewissermaßen erst nachträglich hinzu, sodass die mikrosoziologische Erforschung des Machthandelns in konkreten Situationen nolens volens gesonderten empirischen Fallstudien überlassen bleibt.⁸

Die subjektiven Sinnstrukturen und Relevanzen der Interaktionspartner tauchen in einem solchen Verfahren nur als idealtypische Verallgemeinerung auf. Die Akteure handeln gerade nicht als »ganze Menschen«, sondern eben als Drohende, Lobende oder Hilfsbedürftige. Macht als Interaktion meint in diesem Sinne zunächst nichts anderes als die Interaktion zwischen Menschen, die über bestimmte Kompetenzen, Ressourcen und Machtmittel verfügen und diese mit Hilfe spezifischer Techniken und Methoden zur Anwendung bringen.

Dem Theorietypus nach handelt es sich um eine spezielle Version formaler Soziologie. Zwar wird der skizzierte Dreischritt – Merkmale, Variationen, Prozess – nicht in allen Beiträgen durchgehalten und gelegentlich essayistisch »gelockert« und modifiziert; dennoch zieht sich das formale Argumentationsmuster als allgemeine Hintergrundstruktur in jedem der Aufsätze durch. Im Übrigen bedienen sie sich für die Beschreibung der interaktiven Sinnbezüge und Situationsdefinitionen weitgehend des traditionellen Instrumentariums des Interaktionismus und der phänomenologischen Soziologie, wie es sich für mikrosoziologische Untersuchungen als gut sortierter analytischer Werkzeugkasten in den letzten Jahren auch in Deutschland durchgesetzt hat.

Trotzdem vermeiden die Studien allzu enge konzeptionelle Festlegungen. Sie nutzen die Begriffsangebote der verschiedenen Theorien und spezifizieren sie für ihre materiale Fragestellung. So erscheint es zum Beispiel unsinnig, die drei systematischen Beschreibungsparadigmen der Interaktion – Austausch, Spiel und Drama⁹ – als konkurrierende Analyseperspektiven zu behandeln, anstatt sie der Sache nach als ergänzend

8 Einige solcher Fallstudien finden sich in unserem Buch *Figurationen sozialer Macht* (Sofsky/Paris 1994).

9 Diese Unterscheidung wurde ursprünglich im rollentheoretischen Kontext entwickelt. Vgl. dazu Dreitzel 1980, S. 103ff.

zu betrachten und gerade in ihrem Zusammenspiel fruchtbar zu machen. Tatsächlich funktionieren Drohungen und Anreizsysteme immer schon gleichzeitig als Tauschverhältnisse (Gehorsam gegen Sanktionsverzicht oder als Voraussetzung zum Erlangen von Gratifikationen), sie unterliegen konstitutiven und regulativen Regeln, die es gestatten, sie als Spiel aufzufassen (Machtressourcen als Trümpfe, die freilich im richtigen Moment ausgespielt werden müssen), und ebenso bedarf es bestimmter darstellerischer Fähigkeiten und Techniken der Inszenierung, etwa wenn ein Bedrohter von der Glaubwürdigkeit einer Drohung überzeugt werden soll. Um die interaktive Konfliktdynamik und das Machen der Macht in seinen verschiedenen Facetten zu erforschen, ist es nötig, die auch in der qualitativen Soziologie oftmals übersteigerten Frontstellungen und Schulkämpfe zumindest ein Stück weit einzuklammern und sie zugunsten einer strikt materialbezogenen Anwendungsorientierung zu überwinden.

Das Gleiche gilt für die Frage nach dem zugrunde gelegten Machtbegriff. Grundsätzlich hat sich hier das Festhalten an der »klassischen« Weberschen Machtdefinition bewährt: »Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.« (Weber 1972, S. 28) Mit den zentralen Elementen »Willen« und »Widerstreben« (ersatzweise: Gegeninteresse) erfasst dieser Machtbegriff genau das, worauf es mir bei der Analyse der verschiedenen Machtpraxen entscheidend ankommt: Dass der Unterlegene jemand ist, der einen fremden Willen in seinem eigenen Handeln realisiert, dass er also etwas tut, was er nicht getan hätte, wenn es den zwingenden Willen des Ersten nicht gäbe. Und da der Webersche Machtbegriff gleichzeitig gewissermaßen eine komprimierte Fassung unseres Alltagsverständnisses von Macht formuliert, ist er meines Erachtens vorzüglich geeignet, an die empirischen Erfahrungen der Individuen anzuschließen und das Interpretations- und Erklärungspotential soziologischer Analysen zu demonstrieren.¹⁰

10 Das bedeutet freilich nicht, dass nicht auch solche Unterscheidungen analytisch sinnvoll sein können, die unsere gewohnten kognitiven Zuordnungen unterlaufen und den Alltagsvorstellungen von Macht widersprechen. Man denke hier etwa an die Entgegensetzung von Macht und Gewalt bei Hannah Arendt (1970, bes. S. 57f.), die sich, mit etwas anderer Akzentuierung, auch bei Niklas Luhmann wiederfindet (vgl. Luhmann 1977). Obwohl ich im konzeptionellen Rahmen dieser Studien anders votiere, Gewalt also als Spezialfall von Macht aufgefasst wird, wäre es vollkommen unsinnig, in solchen Fragen jeweils einseitige Vorweg-Festlegungen vorzunehmen. Stattdessen gilt der Grundsatz: Welche begrifflichen Werkzeuge jeweils zur Anwendung kommen, bemisst sich stets an den spezifischen Fragestellungen der – theoretisch angeleiteten – Forschung und den Erfordernissen des Untersuchungsfeldes.

Allerdings kommt es bei Weber auf jedes Wort an. So eröffnet zum Beispiel der Begriff der »Chance« ebenso wie das Wörtchen »auch« die Perspektive auf ein Verständnis potentieller und latenter Macht, die noch vor jedem Konflikt operiert und den Unterlegenen bereits durch die bloße Möglichkeit der Durchsetzung des überlegenen Willens erfolgreich einzuschüchtern vermag. Und in der Tat lässt sich von den einzelnen Elementen der Weberschen Definition fast das gesamte Spektrum verschiedener Ausrichtungen und Verästelungen der Machttheorie herleiten (vgl. Burkolter-Trachsel 1981). Gewiss setzt sich eine solche Orientierung am eher traditionellen Verständnis von Macht dem Verdacht aus, die grundlagentheoretischen Debatten, wie sie vor allem im Rahmen der vielfältigen Bemühungen um die kategoriale Begründung einer kritischen Gesellschaftstheorie¹¹ geführt worden sind, sträflich zu vernachlässigen. Dennoch greift ein solcher Einwand zu kurz, weil jede analytische Begriffsbildung von vornherein damit rechnen muss, gleichzeitig mit der Fokussierung bestimmter Fragen und Gegenstandsbezüge eben andere Aspekte und Problemstellungen auszuschließen.¹² Insofern liegt der Grund meiner Präferenz für den Weberschen Machtbegriff einfach in seiner Sachangemessenheit für die von mir behandelten Gegenstände, wogegen andere Ansätze wie etwa Michel Foucaults dezentralisierte »Mikrophysik der Macht« (Foucault 1976; 2005) sich für meine Untersuchungszwecke als eher ungeeignete Werkzeuge erwiesen haben.

In diesem Sinne sind die hier präsentierten Aufsätze zwar nicht jenseits, wohl aber deutlich »neben« den großtheoretischen Entwürfen der Machttheorie angesiedelt. Sie bedienen sich der einzelnen analytischen Mittel und Argumente je nach Bedarf, ohne damit die Grundaxiome und den systematisch-paradigmatischen Rahmen der Theorien insgesamt zu übernehmen. Gerade die »großen Theorien« sind ja häufig Steinbrüche, die durchaus heterogene Elemente und Einsichten in sich bergen. Dennoch gibt es eine Dimension, die in diesen Studien eine zentrale Rolle spielt und die durch den Weberschen Machtbegriff zunächst noch nicht abgedeckt ist: Ich meine die von Georg Simmel und Norbert Elias ausgearbeitete Grundidee der Figurativität. Dass die – faktische oder virtuelle – Präsenz des Dritten und die empirische Eingebundenheit der Akteure in eine übergreifende Figuration¹³ den Gebrauch der Machtmethode

11 Vgl. grundlegend Honneth 1985; zuletzt Strecker 2012.

12 »Jeder konzeptionelle Ansatz, der bestimmte Phänomene aufdeckt, deckt eben auch bestimmte Phänomene zu. Es gibt keine Möglichkeit, Begriffe zu bilden, die nicht zugleich auch immer Scheuklappen darstellen.« (Popitz 2011, S. 36)

13 Eine Machtfiguration wurde an anderer Stelle definiert als »komplexes Geflecht asymmetrischer und wechselseitiger Beziehungen, in dem mehrere Personen, Gruppen oder Parteien miteinander verknüpft sind und in dem Veränderungen einer Relation auch die anderen Relationen verändern« (Sofsky/

oft entscheidend beeinflusst, zeigt etwa das Beispiel der Drohung: Wo der Drohende damit konfrontiert ist, dass ein bislang unbeteiligtes Publikum Grundregeln der Fairness überwacht oder möglicherweise dem Bedrohten als Bündnispartner beispringt, muss er sein Handeln gänzlich anders kalkulieren als in der einsamen Dyade. Was immer A gegenüber B in dieser Situation tut, hat nun immer schon eine zusätzliche Bedeutung gegenüber C, die er von vornherein mitbedenken und in Rechnung stellen muss.

Grundsätzlich handelt es sich also um Beiträge zu einer formalen Soziologie der Interaktionsmacht, die versuchen, zunächst eine »reine Typik« der Machtmethoden zu entwickeln, die dann im Hinblick auf verschiedene Variablen und Kontexte ausdifferenziert und modifiziert wird. Nicht der variable Verlauf der Interaktion selbst, auch nicht die Art und Weise, wie die Individuen die Situation und den anderen »konstruieren«, steht dabei im Zentrum der Analyse, sondern die Fragestellung, welche Kriterien und Bedingungen erfüllt sein müssen, damit sozial kompetente Akteure ein bestimmtes Handeln als Drohung, Lob oder Hilfeleistung identifizieren und sich in ihrem Tun daran ausrichten. Insofern nehmen diese Studien auch innerhalb des Spektrums handlungs- und interaktionstheoretischer Ansätze eine gewisse Sonderstellung ein, die vom Mainstream der heutigen Mikrosoziologie und der qualitativen Sozialforschung deutlich abweicht.

Soweit die theoretisch-methodische Selbstverortung, die hier nicht weitergeführt werden soll. Ein altes chinesisches Sprichwort besagt, dass eine Katze nicht nach ihrer Farbe zu beurteilen sei, sondern danach, ob sie Mäuse fange. Was zählt, ist der Ertrag, über den letztlich andere befinden. Trotzdem seien an dieser Stelle noch vier methodische Schwierigkeiten und Prinzipien kurz angesprochen, die für mein Grundverständnis von Allgemeiner soziologischer Theorie von zentraler Bedeutung sind und die auch in diesen Studien eine wichtige Rolle spielen.

Da ist als Erstes der häufige Umstand fließender Übergänge – ein Aspekt, der sich schön an der antiken, bereits bei den Sophisten beliebten Rätselfrage des Haufens demonstrieren lässt. Ebenso wie es unmöglich ist, den genauen Punkt zu fixieren, an dem eine auf eine ebene Tischplatte gestreute Menge von Weizenkörnern beginnt, einen »Haufen« zu bilden, müssen wir auch in der soziologischen Theorie davon ausgehen, dass es zwischen den von uns begrifflich unterschiedenen Phänomenen und Aggregatzuständen oftmals keine exakten Grenzziehungen,

Paris 1994, S. 14). – Elias demonstriert die Funktionsweise einer Figuration öfter am Beispiel des Fußballspiels: Je nachdem, wohin der Ball gerade gespielt wird, müssen sich alle Mitglieder der eigenen und auch der gegnerischen Mannschaft jeweils anders und neu so gruppieren, dass die Chance auf eigenen Ballbesitz und das Herausspielen einer Torgelegenheit optimiert wird.

sondern eher diffuse Übergänge und osmotische Durchlässigkeiten gibt, ohne dass wir deshalb auf die trennscharfe Formulierung der Kategorien verzichten könnten. Denn obwohl die Zäsur nicht eindeutig zu bestimmen ist, ist die Unterscheidung von Nicht-Haufen, Noch-nicht-Haufen und schließlich definitivem Haufen ja allemal sinnvoll und notwendig, um den Prozess der Haufenbildung (oder analog dazu: die Entwicklung vom einmaligen Gehorsam über die routinemäßige Unterwerfung zu automatisierter Disziplin) angemessen beschreiben und erfassen zu können. Ein wesentlicher Grundsatz der Allgemeinen soziologischen Theorie besteht also darin, dass die analytisch-begrifflichen Unterscheidungen gerade nicht als empirische Trennungen aufgefasst werden dürfen, dass also mit unklaren Grenzen und fließenden Übergängen immer und selbstverständlich zu rechnen ist.

Zweitens der Gesichtspunkt der Gradualität. Ich schlage vor, die Funktionslogik eines Handlungstyps formal über die Identifizierung zentraler indexikalischer Merkmale zu bestimmen, die ihn in besonderer Weise kennzeichnen und zugleich von anderen, benachbarten Typen unterscheiden. Dabei ist jedoch grundsätzlich davon auszugehen, dass die Gestalt und Beschaffenheit dieser Charakteristika stark variieren, die Merkmale also stets »mehr oder weniger« ausgeprägt sein können. Tatsächlich ist eine Drohung im Normalfall ja nicht einfach glaubwürdig oder unglaubwürdig, sondern sie ist eben mehr oder weniger glaubwürdig, wodurch der Drohende zum Beispiel aufgefordert sein kann, die Glaubwürdigkeit seiner Drohung durch geeignete Maßnahmen (Ultimatum oder vorgezogene Sanktion) noch einmal gesondert zu demonstrieren und zu unterstreichen. Ebenso sind wir in einem größeren oder geringeren Maße ratkompetent, fühlen uns durch die Aktion eines anderen mehr oder minder provoziert usw. Oft sind es vor allem diese graduellen Unterschiede und die damit verbundenen Schwankungen der Intensität, die die Dynamik der Konflikte regulieren und am Ende darüber entscheiden, wie die Geschichte ausgeht.

Ein weiterer Grundgedanke ist der Tatbestand der Vermischung. Empirisch ist die »reine«, ausschließlich durch Überlegenheit und Unterwerfung geprägte Machtbeziehung die seltene Ausnahme. Weit häufiger sind die Asymmetrien der Macht eingebettet in andere soziale Grundmuster und Beziehungstypen, etwa in organisierte Formen der Zusammenarbeit oder interpersonelle Verhältnisse wie Geschlechter- oder Elternliebe. Macht ist oftmals mit Liebe und Arbeit vermischt, und obschon den Akteuren durchaus präsent, bleiben die Relevanzen der Macht in vielen Interaktionen mit guten Gründen im Hintergrund. Ja mehr noch: Die Vermischung der verschiedenen Handlungs- und Beziehungstypen kann mitunter den Charakter einer unauflöslichen »Legierung« annehmen, einer Verbindung also, die in ihrer spezifischen Mischung sogar fester ist als die Beschaffenheit ihrer Bestandteile. Die Machtanteile der

Mutterliebe, der Siegestolz des Retters nach einem gelungenen Einsatz, aber auch: die Verschränkung von Folgen und Gehorchen in Diktaturen oder chiliastischen Bewegungen – all diese Mischungsverhältnisse der Macht oder ihrer Elemente mit anderen sozialen Motiven und Dispositionen wird eine allgemeine Theorie der Interaktionsmacht nicht ignorieren können.

Von der Vermischung mit anderen Beziehungstypen ist, als vierter und letzter Punkt, die Überlagerung von Machtbeziehungen durch strukturelle Mechanismen etwa der Arbeitsteilung oder der Professionalisierung zu unterscheiden. Überlagerung meint hier die Modifizierung und Abwandlung der Handlungsmuster durch das Hinzutreten weiterer systemischer Prozesse und Funktionsbedingungen, die im Rahmen der vorgestellten Analysen nur sehr selektiv eingeholt werden können. So sind Drohen und Strafen in unmittelbaren Konfrontationen anderen Zugzwängen und Inszenierungsregeln unterworfen als im institutionellen Kontext von Polizei und Justiz, in dem die einzelnen Sequenzen auf verschiedene Funktionsrollen aufgeteilt sind; und ebenso ist im Zusammenhang der Analyse des Helfens davon auszugehen, dass die Pflege von Familienangehörigen etwas gänzlich anderes ist als die Arbeit eines Pflegedienstes, die im Rahmen einer formalen Organisation unter vertraglich geregelten Bedingungen erfolgt: Wo der eine nach getaner Arbeit Feierabend hat, hört sie für den anderen nie auf.

Fließende Übergänge, Gradualität, Vermischung und Überlagerung – diese methodischen Imperative sind Aspekte meines Grundverständnisses von Allgemeiner soziologischer Theorie, das in diese Studien eingeflossen ist. Von den kognitiven Kosten und Nachteilen der formalen Ausrichtung war bereits die Rede, sie müssen eben in Kauf genommen werden. Darüber hinaus sind die Aufsätze, über einen Zeitraum von mehr als fünfundzwanzig Jahren verteilt, natürlich in recht verschiedene gesellschaftlich-politische Konstellationen, Rahmenbedingungen und Grundstimmungen eingebettet, und sie verleugnen diese Kontextgebundenheit keineswegs. Es sind eben auch Gelegenheitsarbeiten, mit allen Spuren der Zeitläufte und Umstände, in denen sie entstanden sind. Trotzdem erheben sie den Anspruch, im Besonderen Allgemeines zu zeigen und neues wissenschaftliches Wissen bereitzustellen. Gleichzeitig gilt freilich die Irrtumslizenz, und darüber hinaus der Vorbehalt: Auch das, was uns einleuchtet, könnte am Ende anders, wengleich vielleicht nicht *ganz* anders sein.

Magdeburg, im Juli 2014